

In fremden Gärten. Literatur und Vielsprachigkeit

Konstanze Fliedl (Salzburg)

Beitrag anlässlich des Symposiums „Brückenschläge. Über 63 Jahre Herder-Preise – Eine Spurensuche“ zur letztmaligen Verleihung der Herder-Preise am 4. Mai 2006 in Bratislava.

Die estnische Schriftstellerin Ene Mikkelson – Sie werden morgen bei der Herder-Preisverleihung noch viel mehr von ihr hören – hat ein umfangreiches Werk vorgelegt, darunter rund ein Dutzend Lyrikbände. Deutschsprachige Leser kennen von Ene Mikkelson gerade einmal doppelt soviel Gedichte, man kann ruhig sagen, handverlesene Texte. Wer mehr von ihr wissen will, muss sich ans Englische halten oder Estnisch lernen, eine Sprache, die uns in einem rätselhaft vorkommt – keine bekannte indogermanische Wurzel ist zu erkennen, man betrachtet bloß das Schriftbild, das hübsche Ornamente aufweist, Tilden und Hadscheks und, wegen der schönen Doppelumlaute, immer vier Pünktchen oberhalb der Doppel-äs, üs und ös, kleine Blüten sozusagen auf den Stämmen der Buchstaben. Aber man wüsste ja auch gerne, was sie bedeuten – und da kommt man sich vor wie einer, der aus einem blühenden Garten ausgesperrt ist. Um Zutritt zu finden, bräuchte man einen Mittler; diese Brücke, sage ich mit Bezug auf unser Thema, bauen uns Übersetzer.

Der Herderpreis ist in 18 ost- und südosteuropäische Länder vergeben worden. Die bloße Addition der jeweils angegebenen Amts- und Verkehrssprachen beträgt 129. In Wahrheit gibt es in diesen Ländern natürlich eine Vielzahl weiterer Idiome, Sprachinseln, Kleingruppen, von den Dialekten gar nicht zu reden. Die größte Sprachfamilie ist das Indogermanische; das Estnische aber gehört mit dem Ungarischen zu den nicht-indogermanischen Sprachen, dem geheimnisvoll Finnougrischen. Und hier finden sich wieder zahlreiche Sprachgruppen, allein zum Ostseefinnischen gehören außer Finnisch und Estnisch noch Ischorisch und Karelisch, Lüdisch und Olonetzisch, Livisch und Wepsisch, Võro mit Seto und Wotisch und noch einige kleinere Sprachen. Ganz ohne Übertreibung kann man sagen, dass in den Gebieten, die Herder-Preisträger bewohnen, ein unglaubliches Sprachengewimmel herrscht, geradezu ein Sprachenbabel, in dem man sich früher mit Russisch half, heute zunehmend mit Englisch oder, wie es vielleicht besser hieße, dem global pidgin und, immer noch, dem Deutschen. Will man aber wissen, wie man in allen diesen Ländern spricht und schreibt, so muss auch das größte Sprachgenie kapitulieren. Wir brauchen Brückenbauer: Übersetzer.

Das Finno-Ugrische ist ein ganz besonders fremder Garten. Es wird agglutinierend gebildet, das heißt, man hängt, um Person, Zeit oder Fall zu bezeichnen, die betreffenden grammatikalischen Merkmale eines nach dem anderen an den Wortstamm an. Es gibt aber auch noch andere schöne Eigenheiten: Die finno-ugrischen Sprachen kennen kein Geschlecht und kein Futur, es gibt kein Wort für „haben“, also für den Besitz, und keine Verneinung. Für unsereins klingt das so, als wäre das eine utopische oder zeitlose Engelssprache, eine paradiesische Rede, was die betreffenden Sprecher allerdings ganz nicht so sehen. Aber die Sprache des Paradieses, des Garten Eden, die ist in der Tat ein alter Menschheitstraum. Eine adamische Sprache sei das gewesen, vor dem Sprachengewirr von Babel hätten alle Menschen sie gesprochen und sich dabei auch vollständig verstanden, und das Wesen der Dinge sei durch diese Sprache gültig bezeichnet worden. Johann Georg Hamann beispielsweise glaubte an den göttlichen Ursprung der Sprache – und dass ein jedes Reden gleichsam eine Übersetzung einer Engels- in eine Menschensprache sei. Johann Gottfried Herder allerdings, das darf ich Ihnen jetzt nicht unterschlagen, war da anderer Meinung; bei ihm gehört die Sprache zum Wesen des Menschen, und die Entwicklung vieler Sprachen ist nicht ein Abfall vom paradiesischen Zustand der Ursprache, sondern eine notwendige Entwicklung des Menschengeschlechts: „Je lebendiger eine Sprache [...]: desto veränderlicher [...] – sie muss sich verändern in jeder neuen Welt, die man sieht, und in jeder Methode, nach der man denkt und fortdenkt“. Durch diese Fortbildung entsteht die Verschiedenheit der Sprachen. Weil die Sprache, so Herder, aber die Erkenntnisse ihrer Sprecher behält, weil sie eine „Schatzkammer“ ist „menschlicher Gedanken, wo jeder auf seine Art etwas beitrug! eine Summe der Wirksamkeit aller menschlichen Seelen“, so kann der Austausch zwischen den Sprachen zu einem Anwachsen der Humanität führen: „Hier hat die Natur eine neue Kette geknüpft, die Überlieferung von Volk zu Volk! So haben sich Künste, Wissenschaften, Kultur und Sprache in einer großen Progression Nationen hin verfeinert – das feinste Band der Fortbildung, was die Natur gewählt“.

Herders schöne Schrift *Über den Ursprung der Sprache* (1770) ist tröstlich, das unmittelbare Problem, wie man mit postbabylonischen Vettern x-ten Grades ins Gespräch kommt, löst sie uns nicht. Wir sind umso mehr angewiesen auf die zahllosen Übersetzer, die oft immer noch unterbezahlt, ungenannt und unberühmt, die immer noch als Underdogs des Literaturbetriebs eine immense Aufgabe bewältigen: Es geht nicht nur um den „Import“ eines Kunstwerks aus anderem Sprachkreis – es geht um nichts weniger als um die Lebensversorgung der eigenen Kultur. „Ohne Übersetzungen gäbe es keine Erneuerung des Kulturgutes, keine Überlieferung jenseits des

schon Bekannten“, so sagt es der außerordentliche junge Übersetzer Davide Giurato, und, in einer besonders schönen Formulierung: „Übersetzungen sind, was eine Sprache bewegt“.

Wenn eine literarische Übersetzung gelingt, so entsteht ein neuer literarischer Text, der nur eine paradoxe Treue kennt, nämlich: in der größten Ferne dem Original so nahe wie möglich zu kommen. Und dabei kann eine Übersetzung ein Kunstwerk eigenen Rechtes werden. Meine Damen und Herren, ich bin außerordentlich dankbar dafür, als Literaturwissenschaftlerin dem Herderpreis-Kuratorium angehört zu haben. Diese Funktion hat mir nämlich in den letzten drei Jahren Gelegenheit gegeben, Texte zu lesen von Drago Jančar, Fatos Lubonja, Hanna Krall und Ene Mihkelson, ganz abgesehen von allen anderen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, über die wir diskutierten und für die wir immer Dutzende Herder-Preise gebraucht hätten. Und hier sollen auch einmal einige jener Übersetzer und Übersetzerinnen genannt werden, die für mich als deutschsprachige Leserin an den Texten von Jančar, Lubonja, Krall und Mihkelson mitgeschrieben haben und daher auf die diskreteste und bescheidenste Weise auch Herder-Preisträger geworden sind: Klaus Detlef Olof, Peter Wieser, Astrid Philippsen und Fabjan Hafner (Jančar); Joachim Röhm (Lubonja); Esther Kinsky und Roswitha Matwin-Buschmann (Krall); und: F.C. Delius und Gisbert Jänicke. Was ihre Übertragungen leisten, ist kaum abzuschätzen, zumal im Fall der komplexen und hermetischen Gedichte von Ene Mihkelson. Vielleicht wäre allen Ansprachen, die anlässlich der Herder-Preisverleihungen gehalten wurden, eine kleine nachzutragen: die Preisrede auf den anonymen Übersetzer.

Es bleibt ein großes Aber: Auch die vorzüglichste Übersetzung kann eines nicht: Sie kann den Lautklang, die Sprachmelodie, Tempo und Rhythmus des Ausgangstextes nicht bewahren. Gerade die allerbesten Übersetzungen wecken die unstillbare Neugier auf das ungekannte Original – der innerste Garten bleibt gleichsam verschlossen. Darüber tröstet nun ein weiteres Paradox, das Herder in seinen *Kritischen Wäldern* erwähnt. Auch, wenn ich einen Text in der Originalsprache lesen kann, muss ich ihn mir schon „übersetzen“, um ihn mir überhaupt verständlich zu machen. „Grieche muss ich überdem schon werden, wenn ich Homer lese“, sagt Herder, „er singet mir Griechisch vor, und ebenso schnell, so Harmonisch, so edel suchen ihm meine Deutschen Gedanken nachzufliegen: alsdenn und alsdenn nur vermag ich mir und andern von Homer lebendige bestimmte Rechenschaft zu geben, und ihn mit ganzer Seele zu fühlen“. Was Herder mit dieser „geheimen Gedankenübersetzung“ meint, ist jene Übertragungsleistung, jene hermeneutische Bemühung, die uns jeder Text aus einem anderen Sprach- und Kulturkreis

abverlangt. Aus ihm lernen wir je erst die Voraussetzungen für sein Verständnis, wir müssen bestimmte Zusammenhänge erraten, erschließen, antizipieren. Aber diese erhöhte Anstrengung macht die „Deutschen Gedanken“ vielleicht erst flugfähig und elastisch genug für das Seelengefühl, „Grieche“ geworden – also in den fremden Garten endlich eingetreten zu sein.

Allerdings ist seit Herders Zeiten eine damals noch nicht recht abschätzbare Gefahr eingetreten, nämlich die, dass die „fremden Gärten“ durch Übersetzungen auch besetzt, okkupiert, im schlimmsten Fall: verwüstet werden können. Neuerdings ist sehr heftige Kritik lautgeworden an einer globalen Übersetzungsindustrie, die Texte nach angelsächsisch dominierten Standards herrichtet und alles Abweichende, Fremde, scheinbar Unbegreifliche von vornherein wegrasiert. Was so erzeugt wird, sei eine standardisierte „Eine-Welt-Literatur“, und Autoren und Autorinnen müssten sich in vorseilendem Gehorsam bereits anpassen, um überhaupt Chancen auf dem Übersetzungsmarkt zu haben. Diese Zwänge, meine Damen und Herren, treffen natürlich auch die Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den postkommunistischen Ländern, die ihren Exotenstatus nur so lange behalten sollen, als ihre Texte den Erwartungen westlicher Leser angepasst werden können. Bemerkenswerterweise hat Ene Mihkelson, die in jeder Hinsicht eine sehr eigenwillige Schriftstellerin ist, ein Gedicht gegen diese Kommerzialisierung der Übersetzung geschrieben:

Gerne möchte ich Deutsche sein Größer
Das Land bekannter die Sprache Engländerin
Wäre auch gut Englisch spricht und jeder kann Zum
Französischen hab ich keinen Draht Vielleicht
Ist auch meine Vorstellung falsch Jetzt sollst du immerzu übersetzen
Beweisen dass du wert bist zu leben Bekanntmachen rufen jauchzen
In der Kehle gurgelt der Laut des Verneinens

Und das schreibt Ene Mihkelson in einer Sprache, in der es angeblich keine Verneinung gibt! Ein weiteres Paradox des Übersetzungsproblems bezeichnet es, dass wir auch diesen Protest gegen die Übersetzung nur in der deutschen Übertragung von Friedrich Christian Delius verstehen können.

Übersetzen, heißt es mit einer letzten paradoxen Wendung, ist unmöglich, aber notwendig. Gegen die Gefahr, dass beim „Über-setzen“ (des Flusses zwischen zwei Sprachen) das Original untergeht, hat man vorgeschlagen, statt dessen „Ver-Setzen“ zu sagen, oder „ver-setzendes Übersetzen“, solches, das das Fremde des Anderen bewahrt. Und uns in Staunen und Bewunderung versetzt wegen des Reichtums eben dieses anderen. Es sollte in der Diskussion um die Ressourcen Europas

nicht ganz vergessen werden, dass seine vielsprachigen Literaturen seit jeher die größte gemeinsame Schatzkammer, wie Herder sagte, an Phantasie und Erfahrung aufgebaut haben.

Univ.-Prof. Dr. Konstanze Fliedl ist Professorin für Österreichische Literatur und Fachbereichsleiterin für neuere deutsche Literatur am Germanistischen Institut der Universität Salzburg.